

Heimatstimme

DAS HEIMATBLATT DER DEUTSCHEN AUS LITAUEN

Nummer 10

Salzgirter-Lebenstedt, Oktober 1970

21. Jahrgang

Herbstliches Gotteslob

„Herr, unser Gott, Du hast alle Dinge geschaffen, und durch Deinen Willen haben sie das Wesen.“ *Olib, 4, 11*

„Irgendwann endet jedes Leben“, so meinte unlängst ein leidgeprüfter Mann, der seine Ehefrau durch den Tod verloren hatte. Nun stand er, wie man so sagt, allein in dieser Welt. Die Kinder waren längst weggezogen, sie hatten selber eigene Familien. Und keines der Kinder hatte Platz für den alten Mann. So geschehen im sozialen Rechtsstaat der Gegenwart.

Es wäre falsch, wollte man daraus den Schluß ziehen, der soziale Rechtsstaat taue nichts. Es liegt wirklich nicht am Staat, wenn darüber hinaus die Plätze in den Altersheimen kaum ausreichen, da die Kluff zwischen Jungen und Alten so groß geworden.

Vielleicht sind die Ursachen dort zu suchen, wo man angefangen hat, das Leben, und sei es auch nur das menschliche Leben, falsch einzuschätzen. Sollten wir nicht viel mehr unseren Mitmenschen bezeugen, daß das Leben, so es wirkliches Leben ist, niemals endet?

Marie Feesche hat das einmal so niedergeschrieben: „Ein Gewebe ist zwischen uns und der Ewigkeit aus güldenen Fäden. Gott hält es in Händen, und wir sehen's und freu'n uns der Herrlichkeit, weil wir ohne den güldenen Faden nicht heimwärts fänden. Aber wir sollen auch selber dran spinnen, und der Glanz vom Gewebe soll über die Zeit, über Schaffen und Leiden, Alltag und Feiern uns rinnen, weil wir Menschen sind, die geboren zur Ewigkeit.“

Unser Leben hängt ja zu sehr mit dem Herrn, unserm Gott, zusammen. So unser Monatsspruch für den Monat Oktober. Er ist ja ein Aufruf zum Gotteslob. Und im Oktober zeigen sich oftmals solche Tage, die die Schöpferherrlichkeit nicht nur ahnen lassen: „Noch einmal flammt diese Schönheit in ihrer ganzen Pracht auf: in den bunten Wäldern, in den strengen Linien der abgeernteten Felder, in dem Dunst, der über dem weiten Meer liegt. Und hoch über dem Land und dem Meer leuchten noch einmal Wolkentürme, auch in der Vielfalt der Farben auf dem Hintergrund eines tiefblauen Himmels.“

So herrlich kann sogar der Herbst werden, wenn wir uns nur die rechten Augen für die Wunder der Schöpfung schenken lassen. Nur sollten wir, ohne daß wir zu Hellssehern werden, durch die wahrnehmbare Schöpfung hindurch auf den schauen,

von dem unser Monatsspruch preisend und anbetend, lobend und dankend sagt: „Herr, unser Gott, Du hast alle Dinge geschaffen, und durch Deinen Willen haben sie das Wesen.“ In der Hand des Herrn sind wir geborgen und unser Leben endet, entgegen der Meinung des alten Mannes, nicht irgendwann . . .

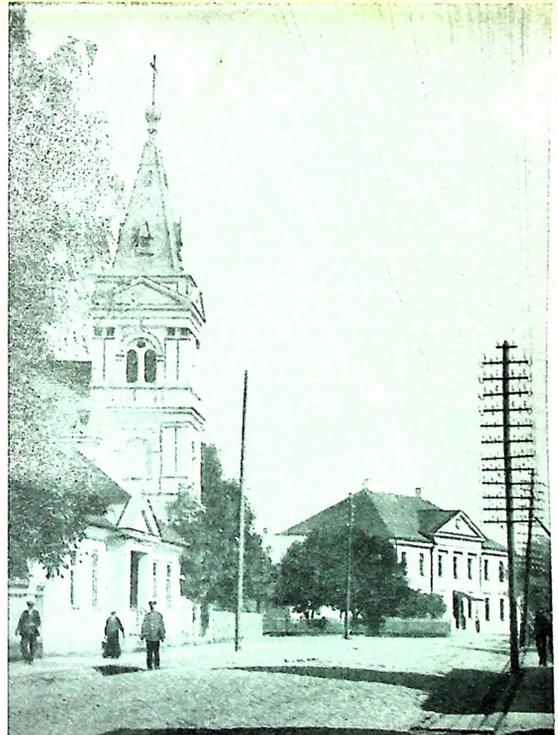
Auch im Zusammenhang mit der Schöpfung darf, zumindest vom Menschen, der sich Gott zuwendet, gesagt werden: „Denn unser keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“

Das Leben ist nun, unsere Väter haben's gewußt, wir haben es auch erlebt, ein rechter Pilgrimstand. Wir sind unterwegs. Und ein Christenmensch kennt nicht nur den leiblichen, sondern auch den himm-

lischen Vater. Der gläubige Mensch verläßt sich nicht auf Menschen, und mögen sie ihm noch so nahe verwandt sein, sondern er verläßt sich, wie der Pilger, der Sänger des 121. Psalms, der Vorlage unseres Monatsliedes, auf Gott: „Ich heb mein Augen sehnhlich auf und seh die Berge hoch hinauf, wann mir mein Gott vom Himmelsthron mit seiner Hilf zustatten komm. Mein Hilfe kommt mir von dem Herrn, er hilft uns ja von Herzen gern; Himmel und Erd hat er gemacht, hält über uns die Hut und Wacht.“

Und im Katechismus haben wir im ersten Glaubensartikel gelernt: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele . . .“ Das mag im Zusammenhang unseres Monatspruches besagen: „ . . . und durch Deinen Willen haben sie das Wesen.“

Wohl den Eltern, wenn sie diese Wirklichkeit nicht verkennen. Die biologischen Vorgänge der Zeugung und Geburt sind keine ausreichende Erklärung für die Ent-



Kirche und Pastorat
der deutschen
ev.-lutherischen
Kirche
in Wirballen.

stehung des menschlichen Wesens. Es ist ein Gotteswunder — die Schöpfung aller Dinge, auch die des Menschen. Und dieses Gotteswunder hebt die sogenannten Gesetze der Natur nicht auf. Im Gegenteil, sie werden dadurch verursacht und bestätigt.

In dem sehr lesenswerten Buch „Die Schöpfung ist noch nicht zu Ende“, welches 1962 im Econ-Verlag erschienen ist, heißt es zum Schluß: „Wie überaus bewundernswert bleibt dennoch jenes große Gedankengebäude, das in der Genesis (1. Buch Mose) vor uns errichtet ist. Es ist das Weltbild eines Menschen, der sich noch zentral auf der Erde sieht, Weltall und Erde, Licht und Finsternis, Wasser und Land, Pflanze und Tier werden einander vernünftig zugeordnet. Würden wir heute, beladen mit neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, Wesentliches ändern müssen, wenn wir ein erstes Bild der Schöpfung zeichnen sollten?“

Wenn wir etwas ergänzen wollten, dann nur so viel, daß die Welt größer ist, daß Erde und Mensch unbedeutende Einzelheiten sind, daß mehr Demut und Bescheidenheit in das Bild gehören und mehr Dankbarkeit dem Schöpfer gegenüber, der uns die Größe seines Werkes mehr und mehr erahnen läßt, und daß seine Schöpfung noch nicht beendet ist, sondern Tag um Tag wächst.“

Man braucht solchen Gedankengängen nicht in allen Punkten zuzustimmen, aber eines steht unwiderprüflich fest: Es läßt sich nicht länger ein Gegensatz zwischen Wissen und Glauben (und umgekehrt!) konstruieren.

Ob wir nun das Erntedankfest feiern, ob wir am 31. Oktober des Thesenanschlags zu Wittenberg gedenken, immer wieder sollte in unseren Herzen das aufklingen, was uns der 103. Psalm so eindringlich in das Gewissen ruft: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes getan hat: der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöst, der dich krönert mit Gnade und Barmherzigkeit, der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirst wie ein Adler!“

Darum ist uns auch nicht bange, obwohl es zu Beginn hieß „Irgendwann endet jedes Leben“, sondern wir vertrauen dem, der uns durch und in Jesus das Leben und ein unvergängliches Wesen schenkt. Paul Gerhardt hat es uns vorgesungen, was wir auch anstimmen sollten: „Alles vergehet, Gott aber stehet ohn alles Wanken; seine Gedanken, sein Wort und Wille hat ewigen Grund. Sein Heil und Gnaden die nehmen nicht Schaden, heilen im Herzen die tödlichen Schmerzen, halten uns zeitlich und ewig gesund.“

Lasset uns darum danken für die Vergangenheit, denn es Herbstet in vielen Dingen und Bereichen unserer Pilgrimschaft. Es gelten immer noch die Worte des weisen Cicero: „Nicht wissen, was vor einem geschehen, heißt gleichsam niemals gelebt zu haben.“ In all dem, was wir durchlebt haben, sollten wir vielmehr auf die Spuren unseres Herrn achten.

Wir beten: Herr, grab es tief in Herz und Seele mir: ich bin Dein Werk und ich gehöre Dir. Wohin ich blicke, seh ich Deine Hand; der Geist in mir ist Glut von Deinem Brand. Komm in mein Herz, damit es nie vergißt, daß Mensch und Welt für Dich geschaffen ist! Amen.

Wenn der Zar durch Wirballen fuhr . . .

Von Oskar Hildebrandt

Wutentbrannt nahm Zar Nikolaus I. dem Vortragenden Geheimrat Melnikow den Zeigestock aus der Hand, legte den Stock auf die Landkarte und zog zwischen Petersburg und Moskau einen Strich. „So verläuft die Bahnlinie! Gebaut wird sofort“, fauchte der Zar und verließ raschen Schrittes die Sitzung. Das war an einem Novembertag vor 127 Jahren, und daß nach des Zaren Gebot gehandelt wurde, läßt sich noch heute durch einen Blick auf die Landkarte nachprüfen: selten wurde eine Bahn so geradlinig gebaut.

Schon fünf Jahre lang waren zwischen Regierungsinstanzen, einer neugegründeten Eisenbahngesellschaft und vielen anderen Interessenten hartnäckige Auseinandersetzungen um den Bau einer Eisenbahn zwischen den beiden Metropolen Rußlands geführt worden. Die anliegenden Städte kämpften teils für, teils gegen den Bahnbau. Die einen versprachen sich von der Bahn einen wirtschaftlichen Aufschwung, in einigen anderen fürchteten die Posthalter die Schienenkonkurrenz. Eine Bestechungsaffäre löste die andere ab; ehe die Bahn rollte, rollte erst einmal der Rubel. Die Baukommission konnte sich über keinen der drei Baupläne einigen, die schließlich in die engere Wahl gekommen waren, und so mußte das ganze Vorhaben der höchsten Staatsinstanz, der Kanzlei des Zaren, zur Entscheidung vorgelegt werden.

Nikolaus I., der wegen seiner rigorosen Verwaltungsreform „Zar Administrator“ genannt wurde, im Volksmunde we-

gen der von ihm befohlenen Verschärfung der Prügelstrafe aber „Zar Palkin“ — etwa „Zar Prügelstock“ — hieß, machte mit dem Stock allem Streit um den Bau der Bahn ein Ende. Damit wurde im November 1843 der Anfang für das später riesige Eisenbahnnetz Rußlands gemacht. Der Stockstrich auf der Landkarte verteuerte diesen ersten, 650 Kilometer langen Bau um einige Dutzend Millionen Rubel; denn auf der vorgezeichneten Bahnlinie mußten allein über 60 Brücken neu gebaut werden, als dies die ursprünglichen Pläne vorsahen. Die Baukosten betragen 80 Millionen Rubel — eine Riesensumme, wenn man bedenkt, daß Rußland, zwanzig Jahre später, von den Amerikanern für das über 1,5 Millionen Quadratkilometer große Alaska nur 11,2 Millionen Rubel erhielt.

Die Bahn zwischen Petersburg und Moskau, zu der dann später der Ergänzungsbaubau über Litauen bis nach Königsberg kam, wurde von Anfang an zweigleisig und mit der bis heute, übrigens auch von Finnland, beibehaltenen Spurbreite von fünf russischen Fuß (1524 mm, gegenüber unserer Normalspur von 1435) gebaut. Als die Strecke nach achtjähriger Bauzeit im Jahre 1851 fertiggestellt war, jubelte ganz Rußland. Zu Ehren des Zaren bekam diese Bahn seinen Namen und behielt ihn selbst noch nach der Oktoberrevolution, und zwar bis zum Jahre 1922.

Technik, Verwaltung und Ausstattung der russischen Eisenbahnen folgten westeuropäischen Vorbildern. Es gab Luxuszüge mit Speisewagen, wo den Fahrgästen die auserlesensten Speisen serviert wurden. So unterhielt die Internationale Schlafwagengesellschaft allein 400 Schlaf- und Speisewagen. Dazu kamen rein russische Salonwagen, die an Luxus nicht zu übertreffen waren.

Die Züge fuhren relativ pünktlich, wenn auch nicht immer sehr schnell. Aber wie alles Fremde, das in Rußland heimisch gemacht wurde, bekam auch das Eisenbahnwesen bald eine spezifisch russische Prägung. War der Zar in einem seiner Sonderzüge unterwegs, so wurden, besonders nach der mißglückten Revolution von 1905, Sicherheitsmaßnahmen getroffen, die ihresgleichen nicht hatten. An der Strecke stand alle 20 bis 30 Meter auf beiden Seiten des Bahndammes ein Soldat mit entschertem Gewehr — frohlich mit dem Rücken zum Bahngleis, damit der Schuß nicht in die falsche Richtung losging! Für die Strecke von Petersburg nach Wirballen, die der Zar jedesmal benutzte, wenn er einen seiner Besuche bei den Schwiegereltern in Darmstadt machte, wurden gewöhnlich drei bis vier Divisionen Infanterie zum Absperren benötigt.

Aber Eisenbahnfahren war kein Vorrecht des Zaren oder der reichen Leute. Die wanderlustigen Russen liebten ihre Bahn. Und sie wußten sie zu — betrügen! Das Bahnpersonal half ihnen dabei und profitierte davon. So entwickelte sich im Laufe der Jahre ein von den Regierungsstellen nicht mehr zu bewältigendes Schwarzfahrerunwesen. Es gab organisierte und nicht organisierte Schwarzfah-



Litauen heute. Ein neues Stadtviertel in Kasiadorjys.



„LITTAUEN und die LITTAUER“

Ein uraltes Büchlein mit dem obigen Namen wurde uns von befreundeter Seite zugespielt. Sein Verfasser heißt G l a g a u und gedruckt wurde es im Jahre 1869 in Tilsit. Vornehmlich die Schilderungen in dem Kapitel „An der russischen Grenze“ schienen uns von so unwiderstehlicher Urwuchsigkeit, daß wir es nicht übers Herz bringen, unseren Lesern diese Erzählungen aus längst vergangenen Zeiten vorzuenthalten. Wir drucken sie in der sprachlichen Originalfassung des Erzählers ab:

Von Tilsit bietet sich dem Reisenden eine vortreffliche und bequeme Communication nach allen Richtungen, zu Wasser wie zu Lande. Außer der Eisenbahn und zahlreichen Posten fahren täglich Dampfboote nach Memel, Königsberg und Kowno. Gleich oberhalb der langen Schiffsbrücke lag der russische Dampfer Kiejstut (Namen eines littauischen Großfürsten, eines heldenhaften Gegners des deutschen Ritterordens), auf dem ich meine weitem Streif- und Entdeckungszüge unternehmen wollte.

Das Deck des kleinen Dampfers bot ein wirres Durcheinander von Menschen und Gütern, besonders der zweite Platz, wo zwischen hoch aufgestapelten Ballen, Säcken, Kisten, Fässern und allerhand Getier, namentlich Kühen und Schafen, sich eine Menge von Leuten drängte. Die Passagiere bestanden größtenteils aus polnischen Juden und Dzimken, beides heimkehrende Holzflößer. Das Hauptkleidungsstück der Juden war eine Art von Kaftan, und was sie darunter verbargen, sollte mir bald klar werden, als einer von ihnen ein Stück Zeug hervorholte und davon mitten auf dem Verdeck sich eine Hose zu schneidern begann. Er hatte sein Werk binnen kaum einer Stunde vollendet, aber es war auch das einfachste Beinkleid, das ich je gesehen. Keine Ahnung von Knöpfen, Säumen usw., sondern nur zwei Nähte von ziemlich weitläufigen Stichen, wodurch zwei Beinlinge entstanden, in welche der Künstler sofort hineinfuhr, worauf er sie unten einfach in die Stiefelschäfte steckte, oben aber durch einen Strick sich um den Leib gürtete. Allerdings war es keine elegante Hose, aber sie entsprach vollkommen ihrem Zwecke: sie saß bequem und sie hielt warm. Indeß nicht alle Juden hatten den Luxus von Stiefeln aufzuweisen, viele gingen barfuß.

Juden und Dzimken drängten allmählich nach dem ersten Platze und begannen sich auf den Boden zu lagern, so daß man, um sich bewegen zu können, über sie hinwegschreiten mußte. Der Capitän trieb sie verschiedentlich zurück, aber sie krochen

immer wieder heran. Zerlumpt und schmutzig, wie sie waren, verbreiteten sie einen pestilenzartigen Gestank und hatten beständig mit dem Ungeziefer zu kämpfen, auf das sie vor aller Augen ganz ungeniert Jagd machten, oder einer That auch dem andern diesen Dienst. Es war daher nicht rathsam, in ihre Nähe zu kommen, und der Capitän warnte uns ausdrücklich davor. Trotzdem machte es einen peinlichen Eindruck, zu sehen, mit welcher Verachtung Jedermann diese Leute behandeln zu dürfen glaubte, und wie resignirt und unterwürfig sie selber diese Verachtung über sich ergehen ließen. Die Matrosen stießen sie fluchend und wetternd mit den Füßen aus dem Wege, und die Köchin weigerte sich, sie mit ihren Gefäßen Wasser schöpfen oder daraus trinken zu lassen.

Die Dzimken sind weit bescheidener und manierlicher. Unter ihnen fesselten meine Aufmerksamkeit namentlich zwei, die Arm in Arm nebeneinander lagen; der eine, ein grauer, martialisch blickender Schnauzbart mit dem Gliederbau eines Athleten, der andere ein feines schmächtiges Milchesicht. Wahrscheinlich Vater und Sohn, hielten sie sich zärtlich umschlungen und sangen in klagenden Molltönen ihre Nationallieder, immer mehr in Begeisterung und Rührung gerathend, wozu freilich die zwischen ihnen hin- und hergehende Brantweinflasche das ihrige beitragen mochte. Der Capitän, in der Meinung, daß ihr Gesang die Passagiere des ersten Platzes belästige, verwies ihnen solchen. Das schien sie sehr trübe zu stimmen, sie summten nur noch leise vor sich hin und überließen sich endlich dem Schummer.

Weit mehr machten die Juden dem Capitän zu schaffen. Er schwur, daß Gott sie nur zu seiner Qual habe geboren



Das heutige Wappen von Kaunas

werden lassen und daß sie ihn noch zu Tode ärgern würden. In der That mußte er beständig auf sie Acht haben, ob sie nicht irgendwo etwas mausten oder umgekehrt nicht etwas versteckten. Von Zeit zu Zeit, wenn sie sich unbeobachtet wählten, zogen sie Zeuge, Tücher, Bänder und andere Sächelchen aus dem Busen, den Taschen oder den Stiefeln, betrachteten sie zärtlich, zeigten sie einander und suchten sie dann unter Deck oder in irgend ein Versteck zu praktizieren. Sie gedachten nämlich, diese Waaren an der russischen Zollstätte einzuschmuggeln; doch der Capitän, der für alle Contrebande, die auf dem Schiff entdeckt wird, verantwortlich ist, falls er nicht den Defraudanten angeben kann, war hurtig hinterher und nöthigte sie unter Schelten und Drohungen, ihr Eigenthum bei sich zu behalten.



Das vor allerlänglichster Architektur berstende Stadtzentrum von Wilna.

Jetzt begann er das Passagiergeld einzukassieren. Ein Jude nach dem anderen suchte sich darum zu drücken, indem sie unter das Deck oder zwischen die Frachtgüter krochen oder doch beständig ihren Platz wechselten. Der Capitän, der ihre Manöver merkte und ihre Kniffe aus Erfahrung kannte, rannte hinter ihnen her; da ihm etliche aber wie Schlangen immer wieder zu entschlüpfen wußten, ward er wüthend und bot die Schiffsmannschaft zu seiner Hilfe auf. Eine allgemeine Treibjagd ging in Scene, die widerwilligen Juden wurden aus allen Winkeln hervorgeholt und gleich einer Heerde Schafe in eine Ecke zusammengetrieben, wo sie dann wohl oder übel den Beutel ziehen mußten. Auch jetzt noch weigerte ein Theil sich hartnäckig zu zahlen, sie bemaschine und ließ ein Boot hinab. Die Härte des Capitäns schien mir grausam, aber alsbald mußte ich mich überzeugen, daß ich vorschnell gourtheit hatte, und das Jammern der Juden eitel Comodie sei. Wie sie merkten, daß sie keine Nachtheuerten, keinen Heller zu besitzen und flehentlich wimmernd und fast kniefällig um Erlaß. Der Capitän blieb unerweichlich, er drohte, jeden, der nicht zahle, aussetzen zu lassen; und schon stopfte man die sichts zu verhoffen hätten und der Capitän sich anschnitt, seine Drohung auszuführen, holte allmählig auch der Zerlumplete und Zäheste ein Geldstück nach dem andern vor. Zögernd kam jedes zu Tage, und bei jedem begann ein neues Wimmern und Feilschen. Vergebens! Der Rubel Fahrgeld mußte voll entrichtet werden. Aber es geschah in lauter Copekenstücken. Wer russische Kupfermünze kennt, wird wissen, was es heißen will: Zwanzig und einige Rubel in lauter Copekenstücken! Das war die Revanche der Juden, und wie der Capitän auch zeternde und wettete, er mußte mit seiner Bürde, die er in einem großen Beutel kaum beherrbergen konnte, abziehen.

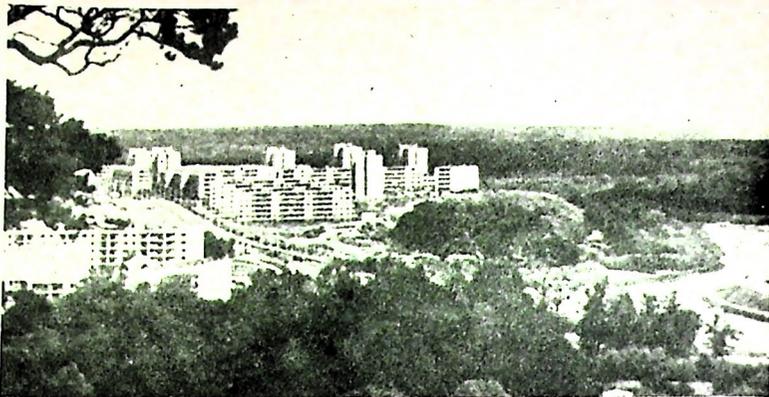
Nach einer sechsstündigen Fahrt erreichte das Dampfboot die Grenze und hatte damit ein Drittel seiner Tour zurückgelegt. Es fuhr nach Kowno, ich aber stieg bei Schmaleningken an's Land.

Dieses litauische Wort bedeutet zu deutsch Theerbude. Ehemals befand sich hier weiter nichts als eine Hütte, in welcher man aus den Kienhölzern der großen Wälder, die noch heute auf meilenweite die beiden Ufer der Memel bedecken, Theer brannte. Aus der Theerbude ist im Laufe der Zeit ein Ort von etwa 1500 Bewohnern mit dem regen und mannigfaltigen Verkehr der Grenze erwachsen.

*

Es gelüstete mich, einen kleinen Ausflug nach Georgenburg, der nächsten russischen Stadt, zu machen. Also mietete ich mir einen Wagen, und der Besitzer, ein litauischer Bauer, fuhr mich selber. Es war ein pfiffiger, umsichtiger Bursche, und ich ließ mich von ihm über Schmuggel und Schmuggler unterrichten.

Selbst bei Tage ist die Aussicht schwierig, wie viel schwieriger bei Nacht! Und die Nacht ist die eigentliche Zeit, wie für den Dieb und den Räuber, so auch für den Schmuggler. Er haßt Mondlicht und Sternenschein, seine Wonnen sind dunkle, regnerische, stürmische Nächte. In solchen Nächten, wo man nicht die Hand



Das neue Wilno hat die Stadtgrenzen gesprengt und ist weit ins Land hinausgewachsen.

vor Augen sehen kann, wo Regen und Sturm jedes Geräusch verschlingen, lauern die Packeningker — wie die Schmuggler von den Packen mit Contrebande heißen, die sie auf dem Rücken tragen — hinter einem Gebüsch auf den Moment, wo der Strasznik sich einige Schritte entfernt. Auf Händen und Füßen, im Gänsemarsch immer einer hinter dem andern, setzen sie sich nun lautlos in Bewegung, indem sie bei jedem verdächtigen Ton innehalten und den Athem einziehen. Nur im äußersten Nothfall werfen sie die Waaren von sich und ergreifen die Flucht; sonst suchen sie den Strasznik einzuschüchtern oder unschädlich zu machen. Die preußischen Beamten kümmern sich um den Schmuggel nach Rußland nicht; sie haben nur darauf zu sehen, daß die Schmuggler sich auf preußischem Boden nicht mit geladenen Gewehren betreten lassen.

Fast jeder Reisende schmuggelt oder wird zum Schmuggeln angeworben; wegelagernde Juden, denen er ganz unbekannt ist und die ganz seiner Ehrlichkeit vertrauen müssen, zwingen ihm hüben kleine Quantitäten von Kaffee, Thee, Zucker usw., Tücher oder Zeuge auf; und drüben erwarten ihn schon andere Israeliten und nehmen ihm die Waaren ab. Die Person

des Reisenden wird nicht durchsucht oder doch nur oberflächlich; aber auch Leute, die täglich über die Grenze spazieren und den Beamten als professionelle Schmuggler bekannt sind, wissen, obgleich sie bis auf's Hemde visitirt werden, doch jedesmal etwas durchzuschmuggeln. Der Hauptartikel der Contrebande ist Spiritus, weil er mit dem höchsten Eingangszoll belastet ist; er wird in Schweinsblasen gefüllt und diese unterhalb des Fuhrwerks aufgehängt. Auch sind die Wagen und Schlitzen mit einem doppelten Boden versehen und dazwischen verbirgt man die Waaren. Genug, der Schmuggel hat tausenderlei Wege und Listen, und werden die alten verfallen, weiß er immer neue zu erfinden.

„Wer den russischen Boden betritt, ist Arrestant!“ äußerte gestern scherzend der Nasaratl. Aber es ist thatsächlich nicht anders. Jedem Reisenden wird an der Grenze der Paß abgenommen und er darauf unter Bedeckung nach der nächsten Tomoszna oder Zollkammer transportirt. Diese befindet sich von der Barriere Passzenten nicht weniger als zwei Meilen entfernt, nämlich erst in Georgenburg. Wenn es dem Beamten beliebt — und dem jetzigen Nasaratl soll es öfter beliebigen — so müssen die Reisenden, ob sie auch nur in dem hart neben dem Wachthause liegenden Dorfe Geschäfte haben, zunächst nach Georgenburg wandern, also hin und zurück einen Weg von vier Meilen machen, ehe sie das Ziel ihrer Reise betreten dürfen.

Der Controleur, der unsere Pässe abnahm, unterschied sich sehr unvorthelhaft von seinem Vorgesetzten, dem Nasaratl, der heute nicht einheimisch war. Er schien durchaus ein Trinkgeld haben zu wollen, was er durch die wunderlichsten Manöver zu verstehen gab.

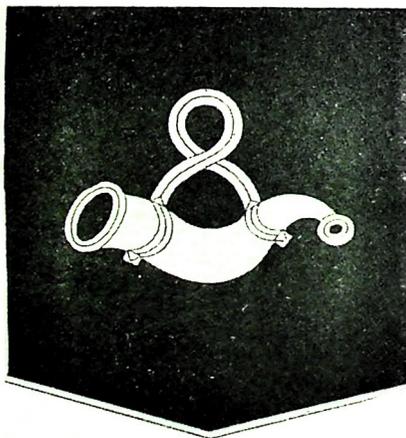
„Sie wollen also gleich fahren?“ fragte er mich in gebrochenem Deutsch.

„Gewiß“, antwortete ich.

„Es sind aber nur noch ein paar Mann in der Wachstube; wir haben heute schon viele Convois gegeben . . .“

Er hielt inne, lächelte verschämt und klopfte mir vertraulich auf die Schulter. Ich verstand ihn sehr gut, nahm aber die Miene an, als ob ich ihn nicht verstände.

„Sie werden warten müssen“, fuhr er fort und blickte mich wieder mit bedeutungsvollem Grinsen an. „Warten Sie eine Stunde — vielleicht auch zwei.“



Das heutige Wappen von Taurögen

„Wenn es sein muß, will ich warten; aber ich meine, Wagen und Reiter sollen gleich abgefertigt werden.“

„Wenn ich aber kein Convoi habe?“

„Nun gut, dann muß ich warten.“

Während ich ganz unbefangen ihm gegenüber Platz nahm. Es entstand eine lange Pause. Er fuhr fort, mir zuzulächeln und zuzuwinkern, schüttelte den Kopf und streckte sogar die hohle Hand gegen mich aus. Da ich ihn aber immer wieder nur verwundert ansah, gab er endlich die Hoffnung, mir etwas zu entlocken, auf und rief zur Thüre hinaus. Bald darauf trat ein Soldat in das Bureau, mit einer Flinte bewaffnet; der Controleur übergab ihm die Pässe, und wir konnten unsere Fahrt fortsetzen.

Als ich im Vorbeigehen einen Blick in die Wachstube warf, konnte ich mich überzeugen, daß es an Soldaten keineswegs fehlte. Fußreisende müssen allerdings verzichten, bis eine bestimmte Anzahl beisammen ist; Reiter und Wagen sollen dagegen, wenn noch Mannschaft vorhanden, ohne Verzug ein Convoi erhalten. Der Reiter ist genöthigt, so langsam zu reiten, daß der Soldat bequem neben ihm hergehen kann. Begleitet dieser ein Fuhrwerk, so steigt er, wenn noch Platz übrig, mit hinauf; wo nicht, wird er von der Station beritten gemacht.

Mein Convoi setzte sich also neben den Kutscher. Es war ein schmächtiger, nicht mehr junger Mann, der all' unsere Fragen mit Kopfschütteln und abgebrochenen Lauten beantwortete. Als ich ihm aber ein Funfzehnkopekenstück bot, verstand er mich sofort und begann nun lange Geschichten zu erzählen, die mein litauischer Wagenlenker einigermaßen errieth und mir verdolmetschte. Jener erzählte, daß er aus dem Gouvernement Woronesch, also mehrere hundert Meilen weit, zu Hause sei; daß er, wie die Litzen auf seinen Armeln bezeugen, bereits sieben Jahre diene, und erst nach weitem drei Jahren entlassen werde, welchem Augenblick er mit großer Sehnsucht entgegenstehe, denn er besitze daheim einen Bauerhof nebst Weib und Kind; die Löhnung sei sehr knapp, er habe stets Hunger und noch mehr Durst. Er ging in seiner Vertraulichkeit so weit, daß er mir seine Flinte zur Besichtigung bot, sie dann auseinander schrob, ihre Konstruktion an den einzelnen Theilen erläuterte und eine Patrone öffnete.

Die unchaussierte Straße führte durch einen langen Nadelwald, wo wir einen starken Trupp von Fußreisenden beiderlei Geschlechts einholten, die gleich uns nach der Tomoszna escortirt wurden. Die Mehrzahl bestand wieder aus Dzimken in allen Altersstufen; singend und lärmend schwankten sie einher, alle von Schnaps trunken.

„Sieh mal, sagte mein Fuhrmann — die Littauer haben in ihrer Sprache kein „Sie“, und nennen auch, wenn sie deutlich sprechen, Jedermann „Du“ — „sieh mal“, sagte er, als ich ihn darauf aufmerksam machte, der Branntwein ist in Rußland sehr theuer, deshalb haben sich die Leute an der Grenze noch eine Güte gethan.“

An der Spitze der Schaar marschirte ein Soldat, und ein zweiter schloß den Zug. Dieser hatte viel Mühe, um seine Pflegebefohlenen vorwärts zu bringen; den meisten wurde das Gehen schon sehr sauer, ja einige sanken zu Boden und mußten erst durch Puffe und Schläge wie-

der aufgerüttelt werden. Zwei oder drei konnten endlich nicht mehr von der Stelle und blieben wie todt liegen, aber der Soldat wußte sich zu helfen; er ließ sie von ihren noch rüstigen Kameraden auf die Schultern laden und so fortschaffen.

Im Walde, auf der Hälfte des Weges nach Georgenburg, befand sich ein neues Wachthaus, wo Halt gemacht und die Convois gewechselt wurden. Hier, eine Meile von der Grenze, ist nämlich ein zweiter Zollcordon eingerichtet, und wenn die Schmuggler den ersten glücklich passiert haben, bleibt ihnen noch dieser zu durchbrechen. Ja, in Georgenburg ist wieder noch ein Detachement von Grenztruppen zum Nachsetzen und Verfolgen der Schmuggler aufgestellt, so daß sie durch eine dreifache Kette schlüpfen müssen. Man hat hiernach eine Vorstellung, welch' eine Armee von Truppen allein die Grenzsperrung nöthig macht; und es ist einleuchtend, daß der größte Theil der Zolleinnahmen zum Unterhalt der Grenzbesatzung verbraucht wird. Aber die russische Regierung bleibt hartnäckig bei ihrem System; sie hält auch, nachdem preußischerseits fast die ganze Einfuhr freigegeben, die gangbarsten Artikel mit den höchsten Zollsätzen belastet, und hat nur für einige Dinge, namentlich Holz, Pelz und Schnupftabak, freie Ausfuhr gestattet. Selbstverständlich geschieht das weniger aus volkswirtschaftlichen als aus politischen Gründen.

Auf dem Hofe der Tomoszna zu Georgenburg, einem ganz stattlichen und modernen Gebäude, fand nun die eigentliche Zollrevision statt. Wir mußten absteigen, und der Wagen wurde von oben bis unten durchwühlt. Dann wandte sich einer der Beamten, die das Geschäft vollzogen, an mich und fragte:

„Haben Sie Papiere?“

Man hatte mich in Schmalleningken gewarnt, keinerlei Geschriebenes mitzunehmen, weil mir das Ungelegenheiten bereiten könne; doch ich hatte diesen Rath unbeachtet gelassen und etliche lose Blättchen mit Bleistiftnotizen zu mir gesteckt.

„Nein!“ antwortete ich.

„Lassen Sie mich sehen“, sagte er, und machte Miene, mir in die Tasche zu greifen.



Das heutige Wappen von Birzai

Ich verhinderte ihn daran, indem ich die Notizzettel hervorzog und sie ihm darreichte.

„Was ist das?“ rief er und begann mit seinem Collegen eifrig zu studieren.

Ich merkte jedoch bald, daß meine nicht sehr deutliche Handschrift ihm ein Gewirr von Hieroglyphen blieb.

„Ich muß diese Papiere mit mir nehmen und dem Kammerdirektor vorlegen“, erklärte er.

„Wie es Ihnen beliebt! Sie mögen sie ganz behalten; es liegt mir nichts daran.“

Meine Gleichgültigkeit schien ihn zu beruhigen.

„Reisen Sie in Geschäften oder zum Vergnügen?“ begann er wieder.

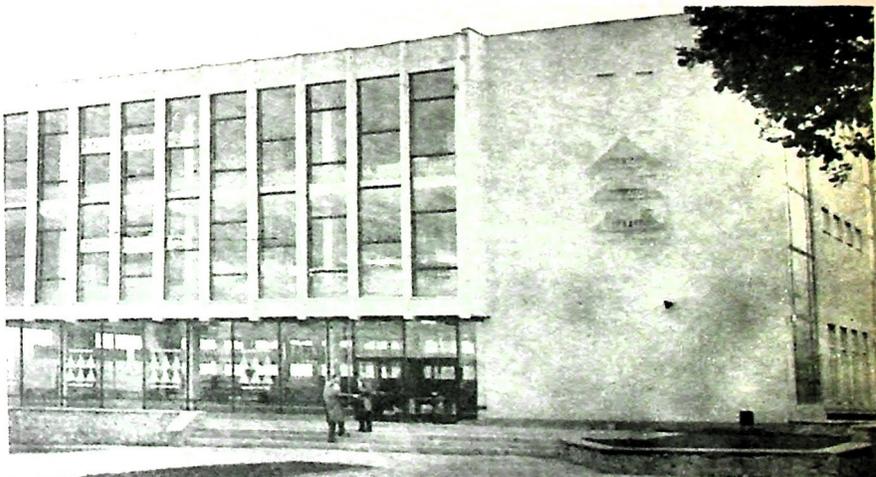
„Zum Vergnügen.“

„Und was haben Sie hier notirt?“

„Adressen von Bekannten und Gasthöfen, allerhand Ausgaben und was dergleichen Notizen auf einer Reise mehr sind. Soll ich es Ihnen vorlesen?“

„Bitte, lassen Sie nur! Hier haben Sie die Blätter zurück. Aber ich rathe Ihnen, wenn Sie wieder nach Rußland kommen, bringen Sie keine Papiere mit.“

Jetzt waren wir frei und durften unseres Weges gehen; aber die Pässe blieben auf der Tomoszna und wurden uns erst bei der Rückfahrt dort ausgehändigt.



Litauen heute. Warenhaus in Joniskis.

Georgenburg, gleichfalls am Niemen gelegen, der von hier bis Kowno wirklich an Schönheit der Ufer mit dem Rhein wetteifert, gehört der Fürstin Wassilowitsch, die auch hier ein hübsches Schloß hat. Die Stadt ist ganz von Holz erbaut und etwas weniger schmutzig als ein polnisches Judennest, aber mit Juden ebenso reich gesegnet. Es giebt hier nicht weniger als drei Synagogen, von denen eine der Familie Feinburg in Kowno gehört, die sich durch Reichtum und durch Wohlthätigkeit gegen ihre Glaubensgenossen auszeichnet. Sie vertheilt gegen 2000 Thaler jährlich an die Armen. Wie in Wirballen sah ich mich alsbald auch hier von einer Schaar von Bettlern, Kindern und Erwachsenen umringt, die sich an meine Fersen hingen, mir winselnd und wimmernd den Weg versperrten. Ich wußte mir endlich nicht anders zu helfen als dadurch, daß ich einen krausköpfigen „Bocher“ von etwa fünfzehn Jahren engagierte, der mir gegen ein Trinkgeld freie Bahn schaffen sollte. Mit großem Geschick und bestem Erfolg entledigte er sich dieser Aufgabe. Wie ein Herold schritt er vor mir her, indem er, einen Knüttel schwingend, mit diesem die andrängende Menge zurück-scheuchte, und dazu rief er mit schriller Stimme und in einem fort:

„Laßt den Herren zufrieden! Der Herr ist mein! Er wird geben mir! Euch giebt er nicht!“

In diesem Aufzug gelangte ich nach dem ersten Gasthof.

„Was gilt der Rubel in Preußen?“

Mit diesen Worten bewillkommnete mich der jüdische Gastwirth. In der That ist der preußische Cours des Rubels für jeden Geschäftsmann in Rußland eine Lebensfrage, denn er macht seine Einkäufe und Verkäufe zum größten Theil in Preußen.

In Gastzimmer saßen einige Offiziere von dem hier garnisonirenden Uralischen Regiment. Ein junge Lieutenant, der nur russisch sprach, ließ mich durch den Wirth fragen, ob ich mit ihm eine Partie Billard spielen möchte, und ich ging es gerne ein. Wir maßen unsere Talente auf dem alten gebrechlichen Billard: ich spiele schlecht, aber mein Gegner spielte noch schlechter, und so gewann ich die Partie. Ein dicker Hauptmann trat nun an seine Stelle und spielte mit einer Eleganz und Sicherheit, die mich in Verwirrung und Beschämung setzte. Er war aus den russischen Ostseeprovinzen gebürtig, des Deutschen vollkommen mächtig und besaß eine leichte und gefällige Unterhaltungsgabe.

Nach einer Weile gingen die Offiziere davon; einige hatten wenig, andere gar nicht getrunken. Als ich darüber gegen den Wirth meine Verwunderung äußerte, antwortete er achselzuckend:

„Sind arme Leute Haben kein Geld.“

„Speisen sie auch hier?“

„Früher, jetzt nicht mehr. Konnten nicht bezahlen, sind mir noch schuldig, borge ihnen nichts mehr.“

„Aber wo essen denn die Herren?“ Sie sind doch meist noch unverheiratet? Gibt es hier noch ein anderes Speisehaus für sie?“

„Sind alle unverheirathet. Jeder ißt bei sich zu Hause, wenn er was hat, oder bei einem Kameraden. Sie lassen sich das Essen durch ihre Burschen kochen. — Der Hauptmann hat ein großes Vermögen geerbt, aber alles durchgebracht. Wenn der heute Geld gehabt, hätte er gleich mit Ihnen Champagner getrunken.“

Alle geistigen Getränke sind in Rußland dreimal theurer als in Preußen, weil auf ihnen eine hohe Steuer ruht und die Gastwirthe für das sogenannte Patent eine hohe Abgabe entrichten müssen. In jeder Gaststube hängt ein von der Polizeibehörde des Orts revidirter und bestätigter Preis-Courant aus, aber die Wirthe kehren sich, dem Fremden gegenüber, daran nicht, sondern fordern was ihnen beliebt. Dem deutschen Reisenden machen sie die Rechnung stets in preußischem Gelde, doch thut man gut, sich mit russischer Münze zu versehen, weil man damit bei dem jetzigen Stande des Rubels 15 bis 20 Procent erspart.

Mit Sonnenuntergang hört der Grenzverkehr auf, deshalb mußten wir mit der Heimfahrt eilen, und wirklich erreichten wir noch vor Thoresschluß den Schlagbaum, an welchem jetzt ein großer Andrang herrschte, denn all diese Fuhrwerke und Fußgänger wollten noch nach Preußen hinüber. Der Controlleur lugte zum Fenster und mich erblickend rief er mit seinem alten Grinsen:

„Sie kommen sehr spät, mein Herr.“

„Nicht zu spät!“ antwortete ich und schickte den Kutscher mit den Pässen hinein. Alsbald kehrte dieser zurück und meldete mit verstörtem Gesicht:

„Die Pässe sollen nicht in Ordnung sein. Du möchtest zum Controlleur kommen.“

„Sehen Sie her, rief mir der würdige Beamte entgegen, „auf den Pässen steht nur das Eintrittsvisum, es fehlt die Austrittsbescheinigung der Kammer.“

„Das ist also ein Versehen der Kammer.“

„Mag sein, aber ich kann Sie nicht passieren lassen; Sie müssen mit den Pässen nach Georgenburg zurück.“

„Sie scherzen?“ sagte ich lachend.

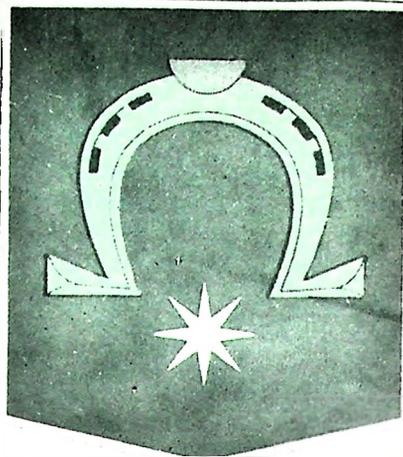
„Nein, ich kann Sie wirklich nicht durchlassen.“

Ich merkte, er wollte mir durchaus ein Trinkgeld abpressen, aber ich war eben so fest entschlossen, ihm nichts zu geben.

„Sie scherzen?!“ wiederholte ich und lachte noch stärker. „Oder soll ich zum Nasarat! gehen?“ fragte ich plötzlich ernst werdend.

„Der Nasarat! kann Sie auch nicht durchlassen. Es ist wider das Gesetz.“

Jetzt legte sich der Littauer, welcher inzwischen hereingekommen war, ins Mit-



Das heutige Wappen von Utena

tel, flüsterte mit dem Controlleur und sagte dann demüthig:

„Nein, nein, wenn der Herr Controlleur nicht will, darf er uns nicht durchlassen.“ Ich lächelte und schwieg still.

„Der Herr findet das spaßhaft“, meinte nun giftig der Controlleur; der Herr ist wohl zum ersten Male in Rußland?“

„Ja, ja“, bestätigte unterwürdig der Littauer; „der Herr kennt das nicht.“

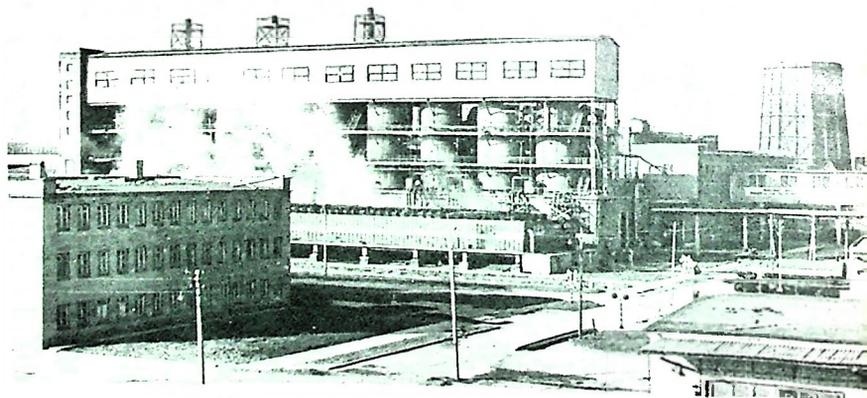
Wieder flüsterte er mit dem Controlleur und dieser ging endlich, um den Schlagbaum aufzuschließen.

„Was flüsterten Sie mit dem Menschen?“ fragte ich meinen Fuhrmann.

„Ich habe ihm eine Flasche Rum versprochen.“

„Warum das? Ich hätte mich schon an den Nasarat! gewandt und dieser würde uns schon durchgelassen haben.“

„Sieh mal“, entgegnete der Littauer, „wenn an den Pässen wirklich etwas fehlte, konnte uns auch der Nasarat! nicht durchlassen. Das darf er vor dem Controlleur nicht. Und ich will es mit dem Manne nicht verderben, denn ich passire öfters die Grenze und wenn er will, kann er einen immer chikaniren. Darum habe ich ihm die Flasche Rum versprochen, und ich will sie ihm geben.“



Litauen heute. Das Kunstststoffwerk in Kedainiai.

rer, deren Zahl in die Millionen ging. Da nützten keine Kontrollen. Hauptgrund war wohl der verhältnismäßig hohe Fahrpreis auf kürzeren Strecken, der mit einer Kopeke (zwei Pfennig) je Kilometer angesetzt war. Für eine Kopeke konnte man damals ein Pfund Fleisch oder fünf Eier kaufen!

Allen Maßnahmen der Regierungsstellen und der Eisenbahn gegen die Schwarzfahrer arbeitete das Fahrpersonal mit teils primitiven wie wirksamen Mitteln entgegen. Man fuhr mit gefälschten -- und verfälschten echten -- Fahrkarten. Der Reisende löste eine Fahrkarte nach einer Station, die hinter seinem Zielort lag, so daß er sie beim Aussteigen nicht abzugeben brauchte, bezahlte aber nur eine Karte für eine kurze Teilstrecke. Den Differenzbetrag teilten sich Fahrkartenschaffner und Reisender.

Eine andere beliebte Methode war der Trick mit dem roten und dem weißen Schnupftuch. Tauchte kurz vor Abfahrt eines Zuges überraschend ein Kontrolleur auf, zog der Fahrdienstleiter vor den auf dem Bahnsteig harrenden Schwarzfahrern ein großes rotes Schnupftuch aus der Tasche und putzte damit laut und vernehmlich seine Nase. Daraufhin stürzten viele Passagiere eilends zu den Fahrkartenschaltern zurück und kauften sich eine gültige Karte. Die meisten aber warteten den nächsten Zug ab. War die Luft wieder rein, schnauzte sich der Fahrdienstleiter mit einem weißen Taschentuch. Ab und zu wurde den Kontrolleuren ein Opfer zugeschoben, um sie bei Laune zu halten; sie sollten davor bewahrt werden, aus Erbitterung über ihren üblichen Mißerfolg allzu scharf zu kontrollieren.

Die Bahn erlitt Millionenverluste. Als auch die Kontrolle durch Studenten und Beamte anderer Dienststellen nichts nutzte, erzwang man allen Ernstes, den Fahrpreis für den Personenverkehr der 3. und 4. Klasse überhaupt aufzuheben. (Man denke an die Diskussion um den „Nulltarif“ heute!). Die Sowjetregierung hat dann nach der Revolution dieses Rezept auch ausprobiert, gab es aber bald auf.

Wie Amerikas Wilder Westen durch die Eisenbahn erschlossen wurde, so begann mit dem Bau der Transsibirischen Eisenbahn um die Jahrhundertwende die Erschließung des russischen Ostens. Damals dauerte eine Reise von Litauen nach Wladiwostok vier bis sechs Wochen. Einfach und trotzdem recht bequem reiste der Russe in der 4. Klasse, die den Liegewagen des heutigen modernen Fremdenverkehrs bereits vorwegnahm. Für billiges Geld bekam man damals an den Bahnhöfen die berühmte russische Kohlsuppe Schtschi; Brot gab es unsonst. Auf allen Stationen gab es tags wie nachts „Kipjotok“ (kochendes Wasser) zum Teeaufgießen. Ein Teekessel, Tee und Beutel Zucker gehörten zur selbstverständlichen Reiseausrüstung. An den Bahnknotenpunkten gab es Raststätten, wo der müde Reisende die Fahrt unterbrechen und umsonst übernachten konnte.

Das große russische Reich wurde durch Eisenbahngleise zusammengehalten und entwickelt. Mehr noch als in Amerika war die Bahn Kulturträger und Pionier westlicher Zivilisation in den entlegenen asiatischen Gebieten. Für die Sowjets hat sich diese Grundkonstellation nicht geändert. 1917 erstreckten sich Fäden des

War zwangsweise Rückkehr nach Litauen eine „Repatriierung“?

Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 18. 9. 1970 brachte folgende Meldung:

Repatriierungsmaßnahmen nach dem Zusammenbruch von 1945 sind keine Besonderheit eines kommunistischen Herrschaftssystems und begründen daher auch keinen Anspruch auf Entschädigung nach dem Häftlingshilfegesetz. Mit dieser Entscheidung hat das Bundesverwaltungsgericht die Revisionsklage einer volksdeutschen Umsiedlerfamilie aus Litauen, die 1945 gegen ihren Willen nach Litauen zurücktransportiert wurde und jetzt wieder im Bundesgebiet lebt, zurückgewiesen und damit eine vorangegangene Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes Baden-Württemberg bestätigt. Die vierköpfige Familie hatte sich 1941 vor Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen der Sowjetunion und dem deutschen Reich aus Mariampol in Litauen nach Cornberg im hessigen Landkreis Rotenburg umsiedeln lassen. 1945 wurde sie auf Veranlassung der Besatzungsmächte wieder nach Mariampol verbracht. Das Elternpaar und die beiden Töchter, die 1958 auf legalem Weg in die Bundesrepublik zurückkehren konnten und jetzt mit deutscher Staatsangehörigkeit im Landkreis Rastatt leben, sind als Vertriebene und Heimkehrer im Sinne dieser Gesetze anerkannt. Eine Entschädigung für die von 1945 bis 1958 in Litauen verbrachten Jahre nach dem Häftlingshilfegesetz, dessen

Anwendung „die der kommunistischen Regierungsweise eigentümlichen und mit den im Geltungsbereich des Grundgesetzes bestehenden rechtsstaatlichen Vorstellungen unvereinbaren Ursachen und Formen des Freiheitsentzugs“ voraussetzt, haben nach den staatlichen Verwaltungsbehörden nun auch die Gerichte endgültig verneint (Akt. Z. VIII C 64.70).

*

Die Frankfurter Zeitung brachte die Meldung unter der geradezu neckischen Überschrift „Repatriierung allein begründet keine Häftlingshilfe“. Sowohl die Frankfurter Zeitung als auch wohl das Gericht sehen somit die zwangsweise Verbringung nach Litauen als eine Repatriierung an! Repatriierung bedeutet nichts anderes als die Rückführung von Bürgern zu dem Staate, zu dem sie gehören! Gehörten umgesiedelte und in Sowjetlitauen ausgebürgerte und in Deutschland eingebürgerte Volksdeutsche zu Sowjetlitauen? Wenn ja, verweigert ein deutsches Gericht dem Umsiedlungsvertrag vom Jahre 1941 zwischen der Sowjetunion und dem Deutschen Reich seine Anerkennung! Die Konsequenzen für die Litauendeutschen können unübersehbar sein...! Die Existenzfähigkeit der litauendeutschen Landmannschaft dürfte daran zu messen sein, ob und was sie gegen dieses gefährliche Urteil unternimmt.



Sonderstempel der Deutschen Reichspost anlässlich der Umsiedlung der Deutschen in Litauen ins Reich

russischen Eisenbahnnetzes über 70 000 Kilometer. Im Jahre 1965 konnten sich die Sowjets einer knapp doppelten Strecke rühmen: 130 000 Kilometer, davon etwa 20 000 Kilometer voll elektrifiziert.

Rückt man diese Entwicklung in die historische Perspektive, so wundert es kaum, daß eines der spektakulären Ereignisse des angeblich nur ideologisch begründeten Streites Moskau—Peking sich ausgerechnet auf einer Eisenbahnstation an der sowjetisch-chinesischen Grenzlinie abspielte: Rotchinesen protestierten auf sowjetischen Chinesen mit Sabotageakten gegen die „westlichen“ Sowjets!

Litauischer Professor an australischer Universität

Dr. A. Kabaila, seit 1963 als Lektor an der Universität Sidney tätig, wurde zum Professor der Bauakultät ernannt. Er ist der erste Litauer der Neuemigration, dem in Australien der Professorentitel verliehen wurde.

Humor im heutigen Litauen

Funktionär: „Wie oft habe ich es euch gesagt, ihr sollt über Mängel nicht heimlich flüstern!“

„Wie sollen wir es denn machen?“
„Schweigend!“

Jetzt auch Gold nach „drüben“

Künftig können Bundesbürger in ihre Päckchen oder Pakete, die sie an ihre Verwandten oder Bekannten in die DDR oder nach Ost-Berlin schicken, auch Feingold bis zu zehn Gramm oder Zahngold bis zu zwölf Gramm einpacken.

Das geht aus dem vom Gesamtdeutschen Institut in Bonn veröffentlichten neuen Merkblatt „Hinweise für Geschenksendungen nach der DDR einschließlich Ost-Berlin“ hervor. Es ist ab 1. September 1970 gültig. Bislang konnten nur Uhren, Schmucksachen und Gebrauchsgegenstände aus Edelmetall für den persönlichen Gebrauch des Empfängers in die DDR geschickt werden.

Aus dem neuen Merkblatt geht außerdem hervor, daß die zulässigen Höchstmengen bei Waschmitteln, Spülmitteln und anderen Reinigungsmitteln von 750 auf 850 Gramm heraufgesetzt worden sind. Schließlich sind statt bisher 500 Gramm Strickwolle künftig 1000 Gramm je Sendung zugelassen.

Hinzu kommen noch weitere Erleichterungen: Anschriften können auch mit Schreibmaschine statt handschriftlich geschrieben werden, für die Absenderangabe können außerdem Stempel verwendet werden.

Jeder Bewohner der DDR einschließlich Ost-Berlins darf zwölf Geschenksendungen im Jahr ohne Bindung an die Monate erhalten.

Revolutionäre Vorschläge für das Wohnungswesen

Alle Mieter sollten Miteigentümer oder Eigentümer ihrer Wohnung werden oder ein volles Mitbestimmungsrecht bei allen Bedingungen des Mietverhältnisses erhalten.

Diese Forderung erhob der Vorstand des Landesverbandes Bayern der Angestellten-Gewerkschaft (DAG) in München. Wie die DAG mitteilte, sollen nach den Vorstellungen der Gewerkschaft Grund, Boden und zu Wohnzwecken dienende Gebäude in genossenschaftliches oder anderes gemeinwirtschaftliches Eigentum übergeführt werden. Die Forderungen der DAG richten sich als Antrag an den DAG-Bundesvorstand und an den Landesverbandstag, der 1971 in Regensburg stattfindet. Sie gehen von der in den Verfassungen verankerten Sozialverpflichtung des Eigentums aus.

Beihilfen für Winterfeuerung und -kartoffeln

Der Niedersächsische Minister für Bundesangelegenheiten hat die niedersächsischen Ausgleichsbehörden darauf hingewiesen, daß unter bestimmten Voraussetzungen auch Empfänger von Kriegschadenrente und laufenden Beihilfen aus dem Lastenausgleich in den Genuß der Feuerungsbeihilfen und der Vorschüsse zur Einkellerung von Winterkartoffeln kommen können, die auf Empfehlung des Niedersächsischen Sozialministers von den örtlichen Trägern der Sozialhilfe und der Kriegsofferfürsorge an Personen mit geringem Einkommen gezahlt werden. Trotz der Anhebung der Sätze der Unterhaltshilfe und der Beihilfen zum Lebens-

unterhalt durch das Zweite Unterhaltshilfeanpassungsgesetz werden Empfänger von Unterhaltshilfe bzw. Beihilfe zum Lebensunterhalt die Voraussetzungen hierfür erfüllen, wenn sie neben diesen Leistungen keine oder nicht zu hohe sonstige Einkünfte haben.

Die Ausgleichsämter wurden angewiesen, die in Betracht kommenden Personen auf diese Möglichkeit aufmerksam zu machen und bei den örtlichen Trägern der Sozialhilfe und der Kriegsofferfürsorge sicherzustellen, daß auch diesem Personenkreis Beihilfen und Vorschüsse bewilligt werden.

Wieviel Juden gibt es?

In das von allseitiger Propaganda verursachte Dunkel über die Zahl der Juden in der Welt bringt ein soeben erschienenes Buch aus Jerusalem endlich Licht: Die Professoren Usiel O. Schmelz und Paul Glickson vom „Institute of Contemporary Jewry“ in Jerusalem haben bekannt gemacht, daß nach neuesten Studien die Zahl der Juden vor dem 2. Weltkrieg etwa 16,5 Millionen betrug, von denen Hitler ungefähr ein Drittel umgebracht hat; etwas über 11 Millionen Juden überlebten den 2. Weltkrieg.

Heute leben von einer Gesamtzahl von 13,5 Millionen Juden:

in den USA mehr als 5 Millionen Juden; in Israel etwas mehr als 2,5 Millionen;

in Rußland etwas weniger als 2,5 Millionen;

in Argentinien, England und Frankreich je zwischen 400 000 und 500 000; in Canada über 250 000; in Brasilien, Rumänien und Südafrika je zwischen 100 000 und 150 000; die übrigen in kleineren Partien verstreut in allen Ländern.

Das Buch bringt noch eine weitere sehr interessante Tatsache ans Licht: Die Juden vermehren sich weniger stark als fast alle übrigen weißen Völker. In den USA z. B. liegt ihre Geburtenziffer fast 30 Prozent unter dem amerikanischen Durchschnitt, und in manchen Ländern ist ihre Geburtenzahl unter der Sterblichkeitsziffer.



10. Oktober 1939. Die deutsche Wehrmacht hatte Polen zerschlagen, die Sowjetunion den östlichen Teil Polens besetzt und das Wilnagebiet an Litauen abgetreten; freilich, um später Litauen — mitsamt dem „geschenkten“ Wilnagebiet — einzuheimsen. Auf unserem Bild: Litauische und sowjetische Offiziere an der Demarkationslinie bei der Übergabe des Wilnagebiets an Litauen durch die Sowjets.

DAS ABENDROT

Der Oktobertag war überaus schön gewesen, warm und trocken. Alle Menschen schienen unterwegs zu sein, die Stadt brodelte, es drängte sich in den Kaufhäusern, die Schlote rauchten, die Spielplätze wimmelten von Kindern und auf den Anlagebänken saßen die alten Leute und sahen zu. Als die Geschäfte schlossen, eilten die Menschen mit den letzten Paketen nach Hause, aus den Straßenbahnen quollen die Angestellten mit ihren Taschen unter dem Arm und verstreuten sich sogleich in alle Richtungen, die Bauarbeiter machten Feierabend, die Fabrikarbeiter entließen die Belegschaften auf die Vorstadtstraßen, alles lief, hatte Eile, da ging innerhalb der hohen engen, schon grüngoldenen Lindenallee vor dem Altersheim ein diffuses, unerklärliches Licht an, war's Gelb, war's Gold, war's Grün oder Rot? — so als hänge irgendwo im Verborgenen eine Laterna magica. Durch die sich schon nächtlich vertiefenden Schattentümpel am Ansatz der verstaubten Lindenstämme schimmerten Flecke der Rasenfläche vor dem häßlichen Backsteingebäude des Krankenhauses wie kühles Labsal aus frischstem Smaragd, es war plötzlich Abend, schnell einfallender Abend des mildesten Herbstes, doch in dieser sinkenden Nächtlichkeit war alles Farbige, die Kleider der Passanten, die roten Jackchen der Kinder, ja das Fell eines schwarzen Pudels sogar, vor allem aber das Blattgold der tief herabhängenden

den Lindenzweige geheimnisvoll wie aus sich selbst erleuchtet.

Wer aus dem gelbgolden-schummrigen Raum der Lindenallee hinaustrat, der sah es: Wie überweltliche, gewaltige rosenfarbige Korallenbänke, überwallt und umwogt von glühenden Schleiern und feurigen Goldbändern, hing es in türkisblauen Luftzonen hoch über dem unabsehbaren Geröll der Dächer und den sich schwärzenden Straßenschluchten. Schon sank die graue, große und staubige Stadt in die nächtlichen Schatten . . .

„ . . . und auf einmal war da am Himmel die Menge der himmlischen — Wolkenscharen, die lobten Gott und sprachen: 'Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden . . . — ja, das sangen sie in ihrer Glut: 'Friede auf Erden!' — . . . und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Noch fünf, sechs . . . sieben Minuten währte diese überirdische Kundgebung, dann schloß sich der Himmel; so wie das Wort der Gnade verhallt und ergriffen werden muß, da's gesprochen wird. Einige sagten: „Eine sehr eigenartige Beleuchtung war das heute abend!“ Einige schwiegen dazu. Ihre Seele hatte etwas vernommen, das schon durchs Wort verletzt werden konnte und sie nahmen es mit in den Schlaf.

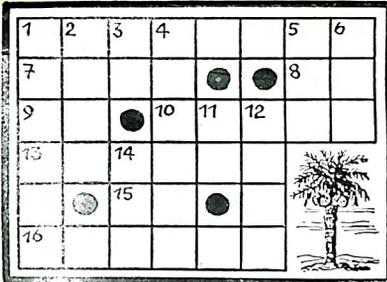
In der Nacht trat der Mond heraus und besah sich das Gewirr der Dächer über den Schlafenden. Er war mit der Erdkugel allein. Sie zogen ihre genauen Bahnen nach der uralten Verabredung. Es war Friede auf Erden; dort, wo der Schlaf war . . . und wo die Brunnen rauschten während der ganzen Nacht und das Verunreinigte wuschen . . ., wo das Zerstückte wieder zusammenrückte und das Verworfene, das elend Gewordene sich wieder herstellte.

Als nach den Stunden der Heilung die Erde sich der Sonne wieder hinhielt, tasteten sich die ersten Strahlen des Tagesgestirns zu den schon bereitstehenden Firnenwölkchen im Zenit empor, als zögen sie dort mit blitzenden Fingern eine unsichtbare Inschrift nach:

„Zeit ist Gnade!“

Th. J.

Kreuzworträtsel



Anmerkung: 1 senkrecht und 10 waagrecht = ein tropischer Baum.

Waagrecht: 1. Finkenvogel, 7. Anrede für Geistliche in Frankreich, 8. chem. Zeichen für Eisen, 9. KFZ-Kennz. für Trier, 10. siehe Anmerkung, 13. die größte der Gesellschaftsinseln, 15. Abk. für Altes Testament, 16. Luftkurort in der Schweiz.

Senkrecht: 1. siehe Anmerkung, 2. Nebenfluß der Warthe, 3. KFZ-Kennz. für Miesbach, 4. span. Mädchenname, 5. Abk. für Frankfurt am Main, 6. Märchenwesen, 11. Abk. für techn. Atmosphäre, 12. Küste von Venedig, 14. Wäldchen, Hain.

Lösung:

1. senkrecht und 10 waagrecht: Dattelpalme.
 2. FFM, 3. Fee, 11. at, 12. Lido, 14. Hag.
 3. Senkrecht: 2. Obra, 3. MB, 4. Popta.
 5. Trier, 6. Frankfurt, 7. F, 8. Eisen, 9. T, 10. L, 11. A.T., 12. Luga, 13. Luga, 14. Venedig, 15. AT, 16. Luftkurort.
 Waagrecht: 1. Dampffah, 7. Abbe, 8. Fe.

Die Puppen in der Puppe

Ein Kindlein erst, mit Liebe angeschaut,
 „Seht diese Füßchen, diese Fingerlein . . .!“
 Doch unversehens ist es schon „umbaut“
 und ist ein Mensch der läut, obwohl noch klein;

und gar nicht lang, ist dieser auch
 verschwunden
 und alles ist aus neue „eingebunden“
 und trägt schon Mieder oder stutzt den
 Bart,
 bellaunte Wangen, rote Lippen zort . . .
 Hochaufgeschossen prangen Weib und
 Mann
 „Welch schönes junges Paar! Wie stolzer
 grüner Tann!“

Doch das auch schwindet mit der Jahre
 Flug
 und unaufhaltsam wandelt sich's in Leude
 all're Mühe
 und ratlos fragen sie, wohin sie's trug
 und Wehmut tragt „wo ist die

Erstgestalt?“
 Wo sind die früher gültigen Bilder heute?
 Wo Unschuld, Schönheit, Tüchtigkeit und
 Kraft!
 Sie waren doch; wo sind sie hingerafft?
 Geheimer Sog läßt uns uns selbst
 entschwinden,
 wer fängt den Wind? Wer hemmt des
 Stroms Gewalt?

So geh'n wir hin. —
 Doch es ist noch zu finden:
 Im Ladenfenster neulich land ich eine
 Gruppe
 von Spielgetier fürs liebe Enkelkind.
 Daneben standen „Puppen in der Puppe“,
 da sah ich durch und sah uns wie wir
 sind.

Verschachtelt, Bild bei Bild, sind wir
 enthalten
 im eignen Selbst, so sicher uns verwahrt,
 daß nur dem Blick der Liebe durch die
 Spalten
 sich einiges vom Wesen offenbart,
 das da, verpuppt, schon sacht die Flügel
 lockert

zu der Verwandlung, die ihm noch
 bestimmt,
 wenn, was uns treibt und baut nach uns
 verborg'nem Wissen,
 in Sein Geheimnis uns hinübernimmt.
 (1. Kor. 15, 51)
 Th. J.

Dr. Sauerwein und die Spreewaldsorben

Vor mehreren Jahren brachten wir in unserer „Raute“ eine längere Abhandlung über das deutsche, aus dem Hannoverschen stammende Sprachgenie Dr. Georg Sauerwein (1831—1904). Zu den vielen Sprachen, die er beherrschte, gehörte auch das Litauische. Als Schriftsteller ist er unter dem Pseudonym „Girenas“ in die litauische Literatur eingegangen und ist u. a. der Verfasser des bekannten litauischen Liedes „Lietuviais mes esame gimė“ (als Litauer sind wir geboren).

Die in Mittelddeutschland erscheinende Sorbenzeitung „Nowa Doba“ weiß nunmehr zu berichten, daß Dr. Sauerwein von den Spreewaldsorben nicht weniger verehrt wird als von den Litauern. Sie haben seinen Namen gleich als sorbisch nachempfunden und aus Sauerwein „Surovin“ gemacht. Der Redakteur der genann-

ten Sorbenzeitung, Metscheck, weilte im vorigen Jahre in Wilna und durchstöberte bei dieser Gelegenheit die Archive des Dr. J. Basanavicius, der mit Sauerwein in Briefverkehr gestanden hatte. Er entdeckte hier mehrere sorbisch geschriebene Gedichte des Sprachgenies Sauerwein, von denen vier in der Literaturbeilage der „Nowa Doba“ abgedruckt wurden.

Litauische Sängern singt polnische „Tosca“

Dem Beispiel der dortigen Litauer folgend, brachte die polnische Kolonie in Chicago Puccinis „Tosca“ in polnischer Sprache zur Aufführung. Für die Titelform wurde die litauische Sängern Prodejcija Bickus verpflichtet.

Aphorismus

Vernünftige Worte aus unvernünftigem Munde bekommen einen anderen Sinn.

Aus dem Litauischen

Interessante Bücher

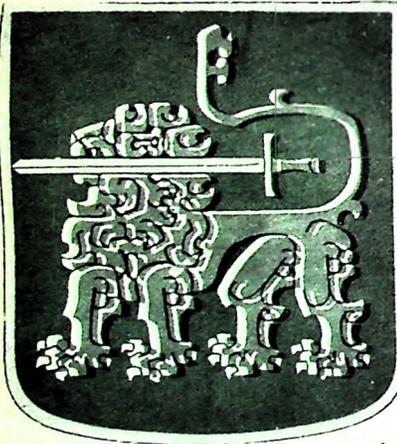
„Geschichte der baltischen Staaten“ von Georg von Rauch. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, 224 S., kart., 16,80 DM.

Eine Geschichte der baltischen Staaten muß sich naturnotwendig auf jene relativ kurze Zeitspanne zwischen den beiden Weltkriegen beschränken, die es den Völkern der Esten, Letten und Litauer ermöglichte, ihre Selbständigkeit zu begründen und zu behaupten. Inzwischen liegt diese Epoche fast ein Menschenalter zurück und die drei Republiken existieren heute nur als Schemen. Sie sind sozialistische Sowjetrepubliken im Rahmen der „Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“, also der Sowjetunion. Georg von Rauch, Inhaber des Lehrstuhles für Osteuropäische Geschichte an der Universität in Kiel, ist Deutsch-Balte. Für ihn hätte die Versuchung nahegelegen, die Geschichte dieses Raumes in jenem Lichte zu interpretieren, das für die „alte“ baltische Geschichtsbetrachtung typisch ist, wobei vor allem der Raum Litauen „draußen vor der Tür“ blieb.

Es ist dem Autor hoch anzurechnen, daß er in seinem Buche die Geschichte Estlands und Lettlands mit der Litauens verbindet. Denn es darf ja nicht vergessen werden, daß der tiefgreifende Umbruch der Jahre 1917 bis 1919 die Litauer aus verschiedenen Gründen nicht aufs neue in die ältere Gemeinschaft mit dem wiedererstandenen polnischen Staat einfügte, sondern an die Seite der Letten und Esten warf. Diese synchronisierte Darstellung ergab den Vorteil einer vergleichenden Betrachtung, die Ähnliches und Unterschiedliches sichtbar machen konnte. Besonders aufschlußreich ist die Untersuchung dadurch, daß von Rauch alle Aspekte, die vor dem Verlust der Selbständigkeit der Länder von Bedeutung waren, nicht für jedes Land isoliert betrachtet. Agrarreform und Minderheitsfragen, die Beziehungen zur Sowjetunion, das Aufkommen autoritärer Tendenzen und die Verstrickung in die Machtpolitik der Großmächte werden in einer Gesamtkonzeption dargestellt.

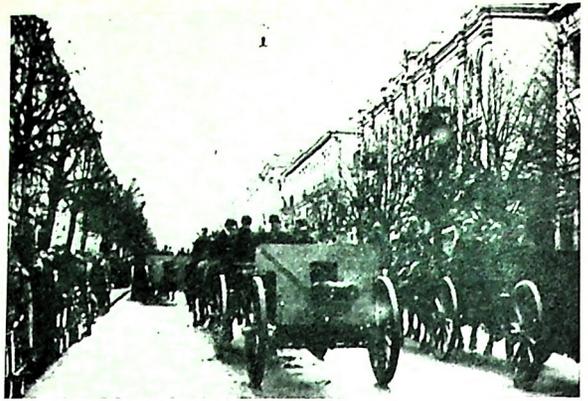
*

„Erhard Dehio — Lebensbild eines baltischen Hanseaten 1855 bis 1940“ von



Das heutige Wappen von Rietavas

10. Oktober 1939. Einheiten der litauischen Armee ziehen in Wilna ein, nachdem die Stadt von den Sowjets an Litauen „abgetreten“ wurde



Walter Dehio. Eugen Salzer Verlag, Heilbronn. 264 Seiten, mit 8 Bildseiten, Leinen, 22,80 DM.

Erhard Dehio, Bruder des bekannten Kunsthistorikers Georg Dehio, gründete 1880 in Reval eine eigene Firma (Getreideexport). Als bedeutender Kaufmann, als Politiker und letzter deutscher Bürgermeister seiner Vaterstadt und schließlich, nach seiner Übersiedlung nach Lübeck, als Mitarbeiter der „Hamburger Nachrichten“ in Wirtschafts- und Währungsfragen ist er vielen seiner Zeitgenossen ein Begriff. Das reiche Wirken dieses erfolgreichen Mannes wurde von seinem Sohn Walter — nach Dokumenten des Vaters — aufgezeichnet. So ist ein Werk entstanden, das noch einmal das schöne freie Leben der baltischen Familien heraufbeschwört und zugleich in die Wirtschaft und Politik der Ostseeprovinzen in der letzten Phase ihrer Geschichte hineinführt.

*

„Die Nacht in Navojna — Das Leben des Elias Tabor von den Mährischen Brüdern“. Roman von Edith Biewend. Eugen Salzer Verlag, Heilbronn. 320 S., Leinen, 18,80 DM.

Der Roman führt in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in die Landschaften Südmährens und in die Städte Brünn, Prag und Wien. Sie alle sind Schauplatz eines ungewöhnlichen Schicksals, das sich in einer keineswegs heilen, aber auch nicht heillosen Welt vollzieht. Geistige Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts finden ihren Niederschlag in dieser faszinierenden Lebensgeschichte, deren ökumenischem Gehalt wohl erst die heutige Zeit das rechte Verständnis entgegenbringen kann.

Deutscher Musikprofessor in Alt-Litauen

In Wilna wurden jetzt Dokumente entdeckt, die das bisher unbekannteste Todesjahr des Komponisten, Dirigenten und Musikprofessors Johann Dawid Holland genau bestimmen lassen. Wie sich aus einer aufgefundenen Mitteilung seiner Tochter Johanna an die Universität ergibt, verstarb er am 17. Dezember 1827. Damit wurde die Aufmerksamkeit der Musikforschung erneut auf einen bedeu-

tenden deutschen Musiker gelenkt, dessen Name und Tätigkeit eng mit der Musikgeschichte Litauens und Polens verbunden ist.

Johann Dawid Holland wurde 1746 im Herzberg im Hannoverschen geboren, war Kapellmeister an der dortigen Katharinenkirche und ging 1777 nach Hamburg. Von hier holten ihn die Raziwills 1782 an ihre Residenz in Nesvyžius (heute Belorussische SSR), wo er zwanzig Jahre hindurch als Hofkapellmeister tätig war. Hier schrieb Holland auch die Musik zu dem Vaudeville „Agatka“ (Libretto: M. Raziwili), das dort selbst 1784 aufgeführt wurde und als erste Operette der polnischen Musikgeschichte gilt.

Von 1802—1825 wirkte Holland als Musikdirektor an der Universität in Wilna. Hier schrieb er auch sein „Akademisches Traktat über die wahre Kunst der Musik“ (in polnischer Sprache 1806 in Breslau gedruckt, Zweitausgabe—1813). Das als Lehrbuch für Musikstudenten gedachte Werk besteht aus drei Teilen (Theorie, Vortragsregeln, Harmonie und Polyphonie) sowie einem Anhang mit Klavierkompositionen (im dreiteiligen Sonatenstil), darunter eine Komposition — Thema und Variationen — von der Tochter des Komponisten.

Autobahn Wilna — Kaunas

Nach zehnjähriger Umbauarbeit wurde die Autostraße zwischen den Großstädten Wilna und Kaunas im Juli dem Verkehr übergeben. Nach Abschluß zusätzlicher Arbeiten an Zufahrten und Kreuzungen soll die offizielle Eröffnung im Herbst d. Jahres erfolgen. Die vierbahnige Straße entspricht dem Typ einer deutschen Autobahn mit Mittelstreifen. Ihre Gesamtlänge — zwischen den jeweiligen Stadtgrenzen — beträgt 106 km, die Gesamtbaukosten beliefen sich auf 25 Millionen Rubel.

Die neue Fernverkehrsstraße ist die erste vollwertige Autobahn im Baltikum. Sie war bereits vor dem Kriege trassiert und — in bescheidenem Ausmaß — streckenweise bereits ausgebaut. Die Umbauarbeiten kommen praktisch allerdings einem Neubau gleich. Die Autostraße hat mehrere Brücken, Viadukte und Fußgänger-Unterführungen. Nach vollständiger Bepflanzung, Verlegung von Telefonleitungen und Installation von Beleuchtungskörpern soll die Trasse später gegebenenfalls bis auf acht Bahnen — je vier in einer Richtung — ausgebaut werden.

Aus dem Leben der Landsmannschaft



Wir gratulieren . . .

. . . Landsmännin Amalie Mett, geb. Belk, früher Kybarten, jetzt bei ihrem Sohn, Otto Mett, in Kellinghusen (Mittelholstein), Marienstraße 7, zum 87. Geburtstag am 4. Oktober.

. . . Landsmann Albert Nassut, früher Wischtyten, Kr. Wilkawischken, jetzt 1287 Elm Street, Medicine-Hat, Alberta, Canada, zum 86. Geburtstag am 16. Oktober.

. . . Landsmännin Auguste Barkowsky, geb. Lehmann, früher Tauroggen, jetzt in Salzgitter-Lebenstedt, Neue Str. 56, zum 84. Geburtstag am 1. Oktober.

. . . Landsmännin Barbara Buradt, geb. Scheu, früher Wirballen, jetzt in Neckartenzlingen, Marktplatz 4, nachträglich zum 83. Geburtstag am 29. September. Herzliche Grüße entbieten insbesondere die Anverwandten und die Gruppe Südwürttemberg-Hohenzollern.

. . . Frau Gertrud Grundmann, Berlin 31, Wiesbadener Straße 46, zum 81. Geburtstag am 25. Oktober. Es grüßt insbesondere die Gruppe Berlin.

. . . Landsmann Karl Blum, früher Stugelen, Kr. Wilkawischken, jetzt in Salzgitter-Lebenstedt, Schleusenweg 9, zum 77. Geburtstag am 4. Oktober.

. . . Landsmännin Johanna Rogasch, geb. Wunderlich, früher Buchta, Kr. Mariampol, jetzt in 8069 Jeltendorf, Hauptstraße 35, zum 75. Geburtstag am 18. Oktober. Es grüßt insbesondere die Gruppe Essen.

. . . Landsmännin Olga Maschewski, Berlin 44, Werrastraße 44, zum 74. Geburtstag am 1. Oktober. Es grüßt insbesondere die Gruppe Berlin.

. . . Landsmann Rudolf Henfler, früher Jonischkis, jetzt in Salzgitter-Lebenstedt, Reppnersche Straße 5, zum 71. Geburtstag am 14. Oktober.

. . . Landsmann Karl Schmidt und Ehefrau Emilie Auguste, geb. Patzewitsch, zum Fest der Goldenen Hochzeit am 30. Oktober. Landsmann Schmidt (geb. 13. 1. 1900) und Ehefrau Emilie Auguste (geb. 30. 9. 1898) stammen aus Cyraille, Gemeinde Kalvarija, und leben jetzt in Kanada, Gimli, Box 269, Manitoba, Canada.

Eine Dampferfahrt ist lustig . . .

Bei reger Unterhaltung legte am Sonntag, dem 30. August, um 7.15 Uhr, unser Dampfer am Eisernen Steg zur Fahrt von Frankfurt nach Rüdeshcim ab. Einige der Angemeldeten stiegen erst in Ffm.-Höchst zu. Während der Fahrt war man so sehr in Gespräche vertieft, daß man den Sehenswürdigkeiten, Schleusen und dem Dreieck kaum einen Blick schenken konnte. Nach drei Stunden, die wie im Sturm verflohen, kamen wir in dem vielbesungenen Rüdeshcim an. Dort wurde ein nettes Lokal aufgesucht, in dem wir geschlossen das Mittagessen einnahmen. Von der Hauptversammlung, dem eigentlichen Grund unseres Ausflugs, mußten wir absehen, da alle Mitglieder in eine so gute Stimmung gerieten, daß sie nur noch Interesse für die Drosselgasse und anderen Sehenswürdigkeiten zeigten. Um 16.50 Uhr versammelten sich alle wieder bei guter Laune zur Heimfahrt. Einige Mitglieder schienen vom Rüdeshcim Treiben noch nicht genug bekommen zu haben, denn sie fanden sich so spät am Anlegeplatz ein, daß sie fast auf den Dampfer springen mußten. Jedoch mit der Heimfahrt hörte das Feiern nicht auf, denn jeder Teilnehmer wurde mit einer Flasche Wein bedacht, die sogleich getrunken wurde. Es wurde aber nicht nur getrunken, sondern es wurden Schinken und Würste ausgepackt und herumgereicht, die aus einem heimatlichen Paket stammten.

Die Atmosphäre war so hervorragend, daß wir kaum unsere Ankunft in Frankfurt am Main, die von einem Musiker durch das Lied „Aufwiedersehen“ angekündigt wurde, bemerkten.

Obwohl keine Hauptversammlung stattfand, schien diese Fahrt doch ein Erfolg gewesen zu sein: Wir kamen uns alle ein Stückchen näher . . . D.

Großes Herbsttreffen in der Patenstadt

Auf Anregung des Kreisvorsitzenden Otto Schröder veranstaltet die Kreisgruppe Arnsberg am Samstag, dem 17. Oktober 1970, 20 Uhr, in Nebelhüsten, im großen Saal des Kolpinghauses, Neheim, Kapellenstraße 8, ein großes Herbsttreffen.

Eine Tanz- und Unterhaltungskapelle und ein Männerquartett werden mit Liedern aus der alten Heimat für gute Stimmung sorgen.

Alle Heimatfreunde von nah und fern sind zu diesem Herbsttreffen herzlich eingeladen. Der Vorstand

HOCHZEITVOR 50 JAHREN



Am 1. Oktober dieses Jahres beging Landsmann Eduard Kolbe mit Ehefrau Luisa, geb. Krohm, das Fest der Goldenen Hochzeit. Das Jubelpaar wohnt seit längerer Zeit bei seinen Kindern, Schwiegersohn Reinhold Riewe und Tochter Ruth in Arlington Heights, im Staate Illinois in den USA. Ein Foto von dieser Jubelfeier konnten wir aus begreiflichen Gründen so schnell nicht herbeizaubern, wir bringen aber ein Bild von der grünen Hochzeit des Jubelpaares und sind überzeugt, daß es insbesondere die damaligen Teilnehmer erfreuen wird. Das Brautpaar (in der Mitte der ersten Sitzreihe) feierte

diese Hochzeit vor 50 Jahren in Georgenburg in Litauen. Landsmann Kolbe war damals deutscher Lehrer an der evangelischen Volksschule in Girininken, im Kreis Tauroggen. Seine Silberne Hochzeit feierte das Paar nach der Flucht am 1. Oktober 1945 in Amelinghausen, Kr. Lüneburg, im Kreise der Lehrerschaft der dortigen Schule, wo Landsmann Kolbe damals als Lehrer fungierte. Im Jahre 1955 trat er in den Ruhestand, war lange Jahre Vorsitzender der Lüneburger Gruppe der Landsmannschaft, begab sich dann aber zu seinen Kindern nach den USA, wo er auch heute noch lebt.

Kindergeldzuschüsse zu den Renten

Grundsätzlich wird Kinderzuschuß zu Renten an Versicherte nur bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres gezahlt. Ausnahmen sind auch hier die Regel. Das gilt für die Fälle über das 18. Lebensjahr hinaus, wenn sich das Kind des Versicherten in Schul- oder Berufsausbildung befindet, ein freiwilliges soziales Jahr im Sinne des Gesetzes zur Förderung eines freiwilligen sozialen Jahres leistet oder aber wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen nicht in der Lage ist, sich selbst zu unterhalten. Liegen solche Voraussetzungen vor, kann der Kinderzuschuß längstens bis zur Vollendung des 25. Lebensjahres gewährt werden.

Eine weitere Ausnahme läßt die Zahlung des Zuschusses auch über das 25. Lebensjahr hinaus zu. Dann muß die Schul- oder Berufsausbildung durch die Erfüllung der gesetzlichen Wehr- oder Ersatzdienstpflicht unterbrochen oder verzögert sein. Das gilt nur, sofern sich das Kind auch über das 25. Lebensjahr hinaus in einer der beiden Ausbildungen befindet hat. Wenn beide Elternteile rentenberechtigt sind, wird der Kinderzuschuß nur dem Rentenberechtigten gezahlt, der das Kind überwiegend unterhält.

In der Praxis bestehen oft Zweifel, welche Kinder zuschusserberechtigt sind. Als Kinder gelten: die ehelichen Kinder, die in den Haushalt des Rentenberechtigten aufgenommenen Stiefkinder, die für ehelich erklärten Kinder, die an Kindes Statt angenommenen Kinder, die nichtehelichen Kinder eines männlichen Versicherten, wenn seine Vaterschaft oder seine Unterhaltspflicht festgestellt ist, ferner Pflegekinder und schließlich Enkel und Geschwister, die der Rentenberechtigte in seinen Haushalt aufgenommen hat oder überwiegend unterhält. Bei Pflegekindern und den letztgenannten Kindern müssen die Voraussetzungen allerdings vor Eintritt des Versicherungsfalles, von dem auch die Gewährung des Kinderzuschusses abhängt, erfüllt worden sein.

Der gleiche Kinderpersonenkreis ist waisenrentenberechtigt nach dem Tode des Versicherten. Die gleichen Voraussetzungen gelten über die Dauer der Waisenrentenzahlung bis zur Vollendung des 18., bzw. 25. Lebensjahres. Kann Waisenrente aus der Versicherung beider Elternteile abgeleitet werden, wird stets die höhere gezahlt. Die Zahlung beginnt in der Regel mit dem Todestag des Versicherten.

Wann ist man 65?

Das für die Rentengewährung in der gesetzlichen Rentenversicherung wichtige 65. Lebensjahr ist mit dem Schluß des letzten Tages des Monats vollendet, der dem 65. Geburtstag vorausgeht. Das entschied der 4. Senat des Bundessozialgerichts und sprach einem am 1. Januar 1904

geborenen Rentner aus Lüneburg bereits mit Wirkung vom 1. Januar 1969 an die Altersrente zu. Die Landesversicherungsanstalt (LVA) Hannover hatte die Rente erst mit Wirkung vom 1. Februar 1969 an gezahlt. Die LVA war der Meinung, das 65. Lebensjahr sei an dem Tage vollendet, an dem sich zum 65. Male der Geburtstag des Versicherten jähre. (Aktz.: 4 JR 13/70)

Rentenbewilligung nach dem Tode

Die Witwen von Arbeitnehmern können nach der Entscheidung des Bundessozialgerichts neben ihrer Hinterbliebenenrente nachträglich auch die Rente des verstorbenen Ehemannes beanspruchen. Das gilt selbst dann, wenn der Mann zu Lebzeiten selbst überhaupt keinen Rentenanspruch gestellt hat, weil er nichts von seiner Krankheit wußte.

Anlaß zu diesem Urteil des Bundessozialgerichts gab der Prozeß der Witwe eines an Silikose gestorbenen Bergmanns aus dem Saarland. Die Berufskrankheit ist erst nachträglich durch die Leichenöffnung festgestellt worden. Die Frau verlangte deshalb neben ihrer Witwenrente rückwirkend für drei Jahre auch die ihrem Mann vor seinem Tode zustehende Rente wegen Berufskrankheit.

Die Bergbau-Berufsgenossenschaft lehnte die Rentennachzahlung ab. Das Bundessozialgericht hat der Witwe aber nunmehr die Rente ihres Mannes nachträglich zugesprochen. Zur Begründung erklärte das Bundessozialgericht, der Rentenanspruch des Ehemannes sei durch Erbfolge an die Witwe übergegangen. (KHB.) (Aktzeichen Bundessozialgericht 5 RKnU 3/69)

Haftenschädigung für Kolchosenarbeit

Die Arbeit auf einer landwirtschaftlichen Kolchose kann als eine politische dieser Begründung sprach die 3. Kammer des Verwaltungsgerichts Kassel einen Traktorfahrer Häftlingshilfe zu. Der Mann war nach dem Krieg von den Sowjets gezwungen worden, in seiner Heimat im Memelgebiet auf einer Kolchose zu arbeiten. Als er 1965 in die Bundesrepublik kam, stellte er Antrag auf Häftlingshilfe, die vom Regierungspräsidenten in Kassel abgelehnt wurde. Seine Klage gegen diesen Entscheid hat jetzt Erfolg. (Aktenzen: III e 177/68.)

Einspruch bei Mieterhöhung

Mieter sollten Kündigungen widersprechen, wenn diese ungerechtfertigt erscheinen. Diese Auffassung vertrat Bundesjustizminister Jahn in einer Fragestunde des Bundestages.

Jahn erklärte, ein Widerspruch sei vor allem dann gerechtfertigt, wenn die Kündigung eine „Vergeltung“ für nicht-akzeptierte Mietpreiserhöhungen sei. Nach der Sozialklausel könnten vor allem alte und kranke Menschen sowie kinderreiche Familien auch dann auf einer Fortsetzung des Mietverhältnisses bestehen, wenn es bei der Ersatz-Raumbeschaffung Schwierigkeiten gebe.

Fräulein, 30/166, ev., dunkelblond, gut aussehend, sucht Partner (möglichst Norddeutschland) zwecks Ehe kennenzulernen. Zuschriften unter „7/70“ erbeten an die „Heimatstimme“, Salzgitter-Lebenstedt, Saldergraben 12.

Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst.

Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein, Jesaja 13, 1

Nach schwerer Krankheit verstarb am 13. November 1969 meine geliebte Frau

Olga Schiller

geb. Grün

im Alter von 70 Jahren.

In tiefer Trauer

Johann Schiller und Sohn Gustav
Tochter Anna Kraus, geb. Schiller
und vier Enkelkinder

Broichweiden bei Aachen
Lindener Straße 130
früher Rotken, Kr. Schaken

Die Beerdigung fand am 18. 11. 1969 auf dem Altfriedhof in Weiden bei Aachen statt.

Endlich kommt er leise,
nimmt mich bei der Hand,
führt mich von der Reise
hins ins Vaterland.

Gott der Herr nahm heute meinen
lieben Mann, unseren guten Vater,
Schwiegervater, Großvater, Bruder,
Schwager und Onkel

Albert Abromeit

im Alter von 71 Jahren, nach langer
schwerer Krankheit zu sich in sein
ewiges Reich.

In stiller Trauer

Elna Abromeit, geb. Lingert
Alfred Abromeit und Frau Asta
geb. Kask
Enkel Fred und David
und Anverwandte

Obertheres, Kahlberg 69 1/2
den 31. Mai 1970
früher Wirballen